Nr. 307. 39. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Montag, 20. Juni 1910

# Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

## Herr v. Dallwitz und die Wahlreform.

Mit dem Maß der Wahlreform wird der neue Minister des Innern v. Dallwitz gemessen werden. Die Reform des unerträglichen Dreiklassenwahlrechts bedeutet die dringendste Aufgabe der preußischen Monarchie. Das ist nicht bloß in zwei Thronreden ausgesprochen, sondern auch vom Ministertische aus immer wieder versichert worden. Zwar hat der Ministerpräsident v. Bethmann Hollweg in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 27. Mai erklärt, daß die Regierung nach der Ablehnung der Drittelungsanträge auf die Weiterberatung ihrer Vorlage keinen Wert mehr lege; so ging der erste Versuch einer Wahlreform ergebnislos aus. Aber schon am nächsten Tage erklärte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": „Solche Fragen pflegen nicht auf den ersten Anhieb gelöst zu werden. Die sachliche Haltbarkeit der Lösung ist für die Regierung und das Land wichtiger als ihre Schnelligkeit." Das konnte nur so verstanden werden, daß die Regierung entschlossen sei, in der nächsten Session einen neuen Versuch mit der Beseitigung des bestehenden Dreiklassenwahlrechts zu machen. Und die Volksstimmung ließ sich erst recht mit den Worten charakterisieren: „Die Wahlreform ist tot, es lebe die Wahlreform!"

In einem wirklich konstitutionellen Staat hätte freilich der Ministerpräsident die wichtigste Aufgabe der Gegenwart, zu deren Lösung er sich als untauglich erwies, anderen Händen übergeben und sich selbst vom Schauplatze zurückziehen müssen. Bei uns hat sich Herr v. Bethmann Hollweg — wenn auch nur vorläufig — dadurch halten zu können geglaubt, daß er den für die Wahlrechtsvorlage verantwortlich zeichnenden Ressortminister preisgab. Aber wenn man auch diese partielle Rekonstruktion des preußischen Ministeriums nicht für genügend erachten wird, um das gestörte konstitutionelle Gleichgewicht wieder herzustellen, so wird man doch erst recht dem neuen Minister des Innern die Frage vorlegen müssen: Wie stehen Sie zur Wahlreform?

Herr v. Dallwitz ist gewiß ein waschechter Reaktionär nach dem Herzen der Heydebrand und Pappenheim, aber er ist auch ein Mann, der in seiner an Wechselfällen so reichen Laufbahn gelernt hat, daß die Politik die Kunst des Möglichen ist. Er wird sich sagen müssen, daß es unmöglich ist, das bestehende Dreiklassenwahlrecht in Preußen aufrechtzuerhalten. Und er kann an dem warnenden Schicksal seines Vorgängers sehen, daß mit Indolenz und sattem Behagen das Wahlrechtsproblem nicht zu bewältigen ist. Wer es links liegen lassen will, der stirbt daran so gut wie der andere, der damit spielen zu können glaubt. Die Spuren Ihres Vorgängers schrecken, Herr v. Dallwitz! Wollen Sie nichts weiter sein als Kanonenfutter für die Ansprüche der Junkerpartei? In diesem Falle wird auch Ihre ministerielle Laufbahn nur eine kurze und belanglose Episode in dem großen Kampf des preußischen Volkes um seine staatsbürgerlichen Rechte sein.

Vielleicht ist Herr v. Dallwitz von seinem Freund und Korpsbruder v. Bethmann Hollweg dazu ausersehen, als oberster Herr der preußischen Polizei den Wahlrechtsschrei des Volkes zu ersticken; vielleicht soll er, wo Herr v. Moltke nur mit Peitschen arbeitete, die Wahlreformer mit Skorpionen züchtigen. Man wird ja bald wissen, ob der Zügel der polizeilichen Bevormundung des Volkes noch schärfer angezogen, ob das Reichsvereinsgesetz noch willkürlicher ausgelegt, ob der ganze politische Verwaltungsapparat noch schroffer in den Dienst der Junkerherrschaft gezwungen werden soll. Aber wir möchten Herrn v. Dallwitz schon jetzt darauf aufmerksam machen, daß er in einem solchen Falle nur sich selbst einen raschen Abschied schaffen würde. Daran, daß es ihm gelingen könnte, auf dem Wege der Gewalt die Ruhe des Kirchhofs zu erzwingen, kann er selbst unmöglich glauben. Die kleinen und kleinlichen Mittel, mit denen die preußische Verwaltung so glücklich operierte, die Saalabtreibungen, die Beeinflussungen der Wähler durch die Ortsschulzen und Landräte, das Verbot von Versammlungen unter freiem Himmel und von öffentlichen Aufzügen, ziehen heute nicht mehr, wie jede neue Nachwahl zum Reichstage beweist. Stärkeren Mitteln aber stellt sich die Reichsverfassung hindernd in den Weg. So bleibt auch einem preußischen Polizeiminister nichts anderes übrig, als die Dinge gehen zu lassen. Und wenn er sich die Nachwahlen in Lyck-Oletzko und in Usedom-Wollin etwas näher ansieht, dann wird er sich sagen müssen, daß er bei dem Versuch, den Willen des Volkes zu unterdrücken, auf Granit beißen würde.

Ob Herr v. Dallwitz will oder nicht, er muß seine oberste Aufgabe in einer neuen Wahlreformvorlage erblicken. Es führt kein anderer Weg zu einer neuen Konsolidierung des in seinen Grundfesten wankenden alten Preußens. Dabei bietet ihm ein Blick auf das Schicksal seines Vorgängers zugleich die Erkenntnis, wie es nicht gemacht werden darf. Die Verschleppung der Reform macht den Unwillen nur ärger; die Halbheit bei ihrer Durchführung schafft nur neue Verbitterung. Selbst die Bethmannsche Vorlage hat das indirekte Wahlrecht preisgegeben, und die preußischen Junker selbst haben in ihrer Mehrzahl gegen das öffentliche Wahlrecht sich entschieden. Mag immer von reaktionärer Seite erklärt werden, daß derartige Entscheidungen nur aus taktischen Rücksichten zu beurteilen seien und daß sich das preußische Volk bei dem „bewährten" Klassenwahlrecht ganz wohl befinde: solche Flausen und Finten glaubt ernstlich kein Mensch. Die öffentliche und indirekte Wahl ist schon heute tot; und es ist nur eine Frage kurzer Zeit, daß auch das ungleiche Wahlrecht als überwunden gelten kann. Hier ist das Rhodus, auf dessen Boden der neue Minister des Innern zu tanzen hat. Will er es nicht, oder kann er es nicht, dann wird Herr v. Dallwitz in kurzer Zeit die Erfahrung machen, daß die Toten heute sehr schnell reiten.

Um es noch einmal zu wiederholen: Mit dem Maß der Wahlreform wird Herr v. Dallwitz gemessen werden. Gelingt es ihm nicht, vor den kommenden Reichstagswahlen diese Reform zustande zu bringen, dann wird sich über die preußische Monarchie eine rote Flut ergießen, die mit allen Verwaltungskniffen und Pfiffen nicht zum Stillstand gebracht werden kann. Aber wir fürchten, daß auch der neue preußische Minister des Inneren alle Warnungen und Mahnungen in den Wind schlagen und im engherzigen Junkergeiste so lange weiterarbeiten wird, bis es zur Umkehr zu spät ist.

## Die Interpellationsdebatte in der französischen Kammer.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

**Paris**, 20. Juni.

Der frühere Kriegsminister Berteaux hat mit seiner Interpellation an die Regierung kein Glück gehabt. Die Presse macht auf den Unterschied zwischen der drohenden Vorankündigung seiner Kriegserklärung an das Kabinett Briand und ihrem sehr gemäßigten Inhalt aufmerksam. Einige Zeitungen finden, daß Berteaux die Mehrheit, die er dem Ministerpräsidenten entfremden wollte, jetzt Briand auf dem Präsentierteller entgegenträgt. Von den noch ausstehenden Interpellationen wird voraussichtlich die Rede Cruppis, des früheren Handelsministers, am interessantesten sein. Sie richtet sich, wie Cruppi bereits gesagt hat, nicht etwa gegen die Regierung, sondern will im Gegenteil das Programm der großen republikanischen Majorität zeichnen, die für die Regierung mit Ausschluß der äußersten Linken zu haben wäre. Aus den Kreisen der geeinigten Sozialisten verlautet, daß man vorläufig nicht daran denkt, scharf gegen das Kabinett vorzugehen. Wenn kein Zwischenfall eintritt, dürften die langen Debatten mit einem Vertrauensvotum enden.

## Nachklänge zur Deutschlandfahrt der Turiner Handelskammer.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

**Rom**, 20. Juni.

Die Turiner „Gazzetta de Popolo", das einflußreichste Organ Piemonts, bringt einen Schlußartikel über die Berliner Fahrt der Turiner Handelskammer und fragt, wie es wohl kam, daß die Turiner so über alle Maßen gefeiert worden seien. Die „Gazzetta" führt hierzu zwei Gründe an: einmal beweile der glänzende Empfang das Vertrauen Deutschlands zu dem Ernst der Arbeit Turins und der geplanten Turiner Ausstellung; sodann habe man in Deutschland dartun wollen, wie sehr man die Freundschaft und die Allianz mit einem Lande schätze, das so viel Kraft, Energie und Arbeitsmittel besitze wie das heutige Italien.

## Die russische Kretanote.

Die neue Kretanote des Ministers Iswolski, in der den Schutzmächten die Entsendung von Truppenverstärkungen nach Kreta vorgeschlagen wird, begleitet heute, wie uns der Draht aus Petersburg meldet, das „Nowoje Wremja" mit einem interessanten Kommentar. Das Blatt führt unter der Ueberschrift „Rückkehr zum Alten" aus:

„Die russische Regierung wählte den richtigen Weg. Jegendein Zufall kann die Türkei und Griechenland zu einem Schritt führen, den beide bereuen würden. Der russische Vorschlag beseitigt den Streitpunkt und macht einen griechisch-türkischen Zusammenstoß zwecklos und daher unwahrscheinlich. Wenn die Mächte den Ernst der Lage erkennen, müssen sie den Vorschlag annehmen, der eine ruhige Bestimmung des späteren Schicksals Kretas ermöglicht. Die Verwirklichung des Vorschlages verursacht Rußland Ausgaben von Millionen, die aber eine Versicherungsprämie für die Erhaltung des Friedens auf dem Balkan darstellen."

## Die Ausstellung mohammedanischer Kunst in München.

Von

**Fritz Stahl.**

Nachdem ich den hohen künstlerischen Wert der islamitischen Arbeiten gepriesen und auf die weltgeschichtlichen Perspektiven hingedeutet habe, die diese ihre erste Zusammenstellung eröffnet (vergl. Nr. 291 des Berl. Tagebl.), will ich versuchen, einen Begriff von dem Inhalt der Ausstellung zu geben. Es kann sich dabei um nichts anderes handeln, als aus der ungeheueren Fülle das Wichtigste herauszuheben und den kleineren Kreis des großen Bereiches, dem die einzelnen Gruppen von Arbeiten entstammen, so gut es geht, zu charakterisieren. Es scheint nur am besten, bei dieser Betrachtung dem chronologischen Ablauf der Entwicklung zu folgen, der für die Aufstellung natürlich nicht zugrunde gelegt werden konnte, weil er alle große Form des Aufbaues unmöglich gemacht hätte, den sich aber jeder, der sich in diese Dinge irgendwie hineinsehen will, doch herstellen muß.

Die Araber, bei denen der Islam entstand, und die ihm einen großen Teil der Erde eroberten, waren kein Kunstvolk. Wie das Christentum, wenn es auf seine jüdischen Anhänger beschränkt geblieben wäre, so hätte der Mohammedanismus als arabische Stammesreligion überhaupt keine Kunst geschaffen. In beiden Fällen waren es erst die für die neue Lehre gewonnenen fremden Völker, die künstlerische Bedürfnisse und Talente betätigten. Die Formenwelt und die handwerklichen Traditionen, die dem Islam wie dem Christentum zur Verfügung standen, waren die der späten Antike, die durch Rom und, mit einem gewissen orientalischen Einschlag, durch Byzanz in alle Länder des Weltreiches getragen worden war. Der große Unterschied, der die Kunst des Occidents und die des Orients trennte, immer schärfer trennte, bis sie sich als vollkommen gegensätzliche Sprossen desselben Stammes gegenüberstanden, war dieser: Die zum Christentum bekehrten Völker des Occidents, an Götterbilder gewöhnt, wollten die Gestalten und Ereignisse ihrer heiligen Geschichte sehen: so trat der Mensch, zuerst nur als Zeichen, dann aber als Wirklichkeit, in den Mittelpunkt ihrer Kunst, und als er wirklich geworden war, forderte er die Natur als Schauplatz und das Leben als Umgebung. Die Kunst wurde realistisch. Der Islam band seine Anhänger (die Ausnahme der Perser bestätigt die Regel) an die Bildfeindschaft des Mosaismus: so fiel der Mensch für ihre Kunst aus, die Wirklichkeit erhielt nie in ihr ein Recht; die Kürze wurde abstrakt. Ihre große Angelegenheit war das Ornament, ihre große Tat, wie sie das antike in ein ganz eigenes, freies, spielendes Wesen, in die Arabeske, auflöste. Diese glückliche Ungebundenheit erlaubte ihr in ihrem ganzen Verlaufe, der Farbe das unbedingte Herrschaftsrecht zu lassen, durch keine Rücksicht auf Wahrheit ihre Reinheit und Kraft zu brechen, auf kein anderes Gebot als das der Harmonie die Töne zu setzen.

Für zwei Stellen der islamitischen Welt zeigt uns die Ausstellung Werke der Kunst, die dort vor der mohammedanischen Eroberung geübt wurde: für Aegypten und Persien.

Die Arbeiten aus dem Persien der Sassaniden-zeit, die vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert reicht, gehören zu dem Schönsten der Ausstellung. Da sind Seidenstoffe mit groß und schön gezeichneten Mustern, Reitern, Fabelwesen, Tieren, die an sich und besonders auch durch ihre wappenartige Gegenüberstellung an frühteste asiatische Motive erinnern, und von der kühnsten Farbenwahl. Ein Stück in Rot und Gelb, eines in Rot, Schwarz und Blau, obwohl es nur Fetzen sind, rufen eine ganze Welt von leuchtender Pracht hervor. Dieselben Tiere, in demselben großen Stil plastisch gestaltet, in goldgelber Bronze gegossen und ziseliert, und als Gefäße benutzt, ergänzen diese Vorstellung. Goldarbeiten, die bei aller Kleinheit und Zierlichkeit denselben Ton festhalten, führen sie weiter aus. (Raum 14 und 16.)

Aus dem vormohammedanischen Aegypten sind nur Stoffe zu sehen, diese Gewebe mit den feinen und zierlichen Ornamenten, in denen die Kopten eigene Erfindungsgabe und griechisch-römischen Geschmack verbanden. Sehr merkwürdig sind die Mumienporträts in Knüpfarbeit. Man kennt die in Wachsfarben auf Holz gemalten Bildnisse aus römischer Zeit, die in der Umhüllung der Mumien über dem Gesicht des Leichnams angebracht wurden. Sie haben, als sie vor etwa zwanzig Jahren zuerst nach Europa gebracht wurden, durch ihren Ausdruck und ihren Stil das größte Aufsehen gemacht. Ihnen entsprechen diese geknüpften, die sich dem Stoffe der Mumienhülle einfügen, und sie haben, offenbar nach ausgezeichneten individuellen Porträts gearbeitet, dieselben Vorzüge. Das klingt merkwürdig genug, aber wer sich erinnert, mit welch einfachen Mitteln die Maler der Zeit arbeiteten, wird es doch verstehen. (Raum 49.)

Bleiben wir, wenn wir nun in die mohammedanische Zeit übergehen, gleich in dem ägyptisch-syrischen Kulturkreis. Die ältesten Arbeiten, die uns aus ihm erhalten sind, sind Fayencen. Der Koran verbot die Benutzung von Edelmetallen für Gebrauchsgerät, und das ist gewiß der tiefste Grund dafür, daß die mohammedanische Welt den Tongefäßen, auf die sie dadurch beschränkt war, nicht nur die größte Sorgfalt zuwandte, sondern auch besonders bemüht war, die Unscheinbarkeit des Materials in ihr Gegenteil zu verwandeln. Man nahm die uralte asiatische Technik auf, Ton mit farbigen Glasuren zu überziehen, und erfand dazu eine neue, ihm auch den Schimmer des verbotenen Metallgerätes zu geben. Die Lüsterfayencen spielen in allen Ländern des Islam bis nach Spanien hin eine große Rolle. Unter ihnen aber nehmen die früh-ägyptischen, die der Boden der alten Hauptstadt der Fostat (nahe Kairo) hergegeben hat, eine besondere Stelle ein. Kaum wieder ist der Schimmer so fein und goldartig. Besonders eine Vase — die Form hat durchweg antike Einfachheit und Reinheit — mit grünlichem Lüster auf einem wundervoll warmen, rötlichen Grau als Fond ist ein Prachtstück (Raum 49).

Aus der Zeit der Fatimiden, dem 11. und 12. Jahrhundert, stammen Gefäße aus Bergkristall und Glas, in die reiches Figurenornament eingeschliffen ist. Diesen kostbaren Stücken oder noch eher Fragmenten von ihnen begegnet man hier und da in Museen und Kirchen einzeln, eine derartig reiche Sammlung, wie sie hier steht (Raum 54), hat aber sicher noch niemals seit dem Untergang dieser alten Kultur zusammen gestanden. Das Hauptstück ist ein Löwenkopf aus Bergkristall, der als Auslauf eines Zimmerbrunnens geschaffen sein mag.

Von diesen Arbeiten sind viele als Behälter für christliche Reliquien nach Europa gekommen. Und dasselbe gilt für die im 13. und 14. Jahrhundert gearbeiteten, farbig emaillierten und vergoldeten Gläser, deren schönste Exemplare einzeln aufgestellt und in tiefe Nischen zurückgezogen und dadurch auch für den flüchtigsten Wanderer besonders auffallend als Köstlichkeiten hervorgehoben sind (Raum 42). Sie bedeuten wirklich einen höchsten Triumph künstlerischer Arbeit. Mit einem ganz geringen Aufwand von Material, es sind immer nur